

Löblich, löblich: «Welch ein Mist!», echauffierte sich im August der Journalist Rudolf Neumaier in der «Süd-deutschen» und hob an zu einem zornigen Abgesang auf den Misthaufen, ein aussterbendes Kulturgut in Zeiten hemmungsloser Turbo-Landwirtschaft. Wohlgemerkt: Die gallige Lektüre fand sich weder im Wirtschaftsteil noch in der Rubrik «Vermischtes», sondern im noblen Feuilleton. Aber das lateinische Wörtchen cultura benannte schließlich ja auch nicht nur hehre Bildung, die schönen Künste und die Veredelung des menschlichen Geistes, sondern zuallererst die kultivierende Bearbeitung des Bodens – ganz einfach: Landbau. Jedenfalls: Wenn es der Mist mal in die Kulturseiten gebracht hat, sollten die Alarmglocken klingeln! Tatsächlich macht der Bajuware Neumaier geistreich darauf aufmerksam, was sich hinter dem Verschwinden und der Umwertung der einst vertrauten Dungberge verbirgt – ein hochsubventionierter Umbau von Kulturlandschaften zu sterilen, monotonen Geschäftsfeldern und «Playmobil-Landschaften», deren gemeinsames Kennzeichen ästhetische Monotonie und ökologische Verarmung ist. Das war zu Zeiten, als Mark Twain den Schwarzwald bereiste, noch ganz anders. Wurden die Misthäufen von einst in den vergangenen Jahrzehnten schamhaft als stinkende Relikte der Rückständigkeit wegsaniert, waren sie im 19. Jahrhundert noch stolz präsentierte Visitenkarten schaffiger Bauersfamilien. O-Ton Twain: *Im Schwarzwald wurden wir mit diesem Düngemittel sehr vertraut. Unbewusst gewöhnten wir uns an, die gesellschaftliche Stellung eines Mannes nach diesem ins Auge fallenden, aufschlussreichen Kennzeichen zu beurteilen. Manchmal sagten wir: ‚Das ist offensichtlich ein armer Teufel.‘ Wenn wir eine stattliche Anhäufung sahen, sagten wir: ‚Das ist ein Bankier.‘ Wenn wir zu einem Landsitz kamen, der von einer alpenähnlichen Dungspracht umgeben war, sagten wir: ‚Zweifellos wohnt hier ein Herzog.‘*

Zugegeben: Ansonsten mochte angehäufter Mist in der Regel ein wenig positives Image besitzen, worauf unmissverständlich die gängigen Redensarten verweisen: Der sogenannte Mistfink besitzt eine zwielichtige Gesinnung oder ist heruntergekommen, diejenigen, die Mist verzapfen, reden Unsinn und wer Mist baut oder macht, tut sich nicht gerade durch löbliche Taten hervor. Nur die Redensart, das sei auf meinem Mist gewachsen, gründet auf der ursprünglich positiven Vorstellung eines unabhängigen und freien Bauern, der nicht auf Zufuhr von außen angewiesen ist, sondern sein Leben in Eigenleistung (mit eigenem Mist) bestreitet. Ob im Schwarzwald, auf der Alb, im Hohenlohischen oder im Oberschwäbischen: Wer sich heute in die Fußstapfen

Mark Twains begibt, sucht beim Gang durch den ländlichen Raum vergebens nach den dampfenden Statussymbolen von einst. Misthaufen sterben schlichtweg aus. In Zeiten forciertter Nutzungsintensivierung brauchen Landwirte keinen herkömmlichen Dung für den Boden. Sie greifen zu ganz anderen Aufputzmitteln und Fitmachern, damit die blumenlosen und artenarmen Wiesen nicht drei, sondern gleich sechs oder sieben Mal pro anno gemäht werden können. Das Erscheinungsbild der landwirtschaftlich genutzten Flächen wird indes immer trister, auch wenn Agrarverbände und Agrarpolitik die Landwirte gerne als Garanten und Pfleger der Kulturlandschaften vermarkten. Wäre schön, wenn dem denn auch so wäre. Aber da ist viel Augenwischerei mit im Spiel. Auf der einen Seite werden landwirtschaftliche Flächen degradiert zu reinen Nutz- und Produktionsräumen, in denen nur mehr die Maxime von Optimierung und Effizienz walten – als Kehrseite der Energiewende entstehen Maisäcker ohne Ende; wir haben es zunehmend mit hemmungsloser Überdüngung von Grünland sowie mit Boden- und Trinkwasserbelastungen zu tun. All das wird hochsubventioniert – je größer die Betriebe, desto höher die Fördermittel. Agrarfabriken und Großviehställe mit über 1000 Rindern werden sich bald nicht mehr nur in Norddeutschland, sondern auch im deutschen Südwesten finden, wo das Ideal bäuerlicher Familienbetriebe bislang noch stärker als anderswo Verantwortung für Tiere und Landschaft und ökologische Vielfalt strukturell gewährleisten konnte. Auf der anderen Seite werden landwirtschaftliche Flächen der Nutzung entzogen und in Museumslandschaften verwandelt, um historische Nutzungsformen und die Fülle von Tier- und Pflanzenarten zu erhalten. Das ist zwar gut und richtig, aber eben auch sehr paradox. Insofern weist der gemeinsam vom Schwäbischen Heimatbund und der Sparkasse ausgelobte Kulturlandschaftspreis (siehe Beitrag S. 467) sicher in die richtige Richtung – auch, wenn er angesichts der Wucht agrarindustrieller Umwälzungen wohl nur symbolisch und als Appell wirken kann. Der Preis will auf den Verlust traditioneller Kulturlandschaften aufmerksam machen, deren Artenreichtum einzigartig ist, und dazu beitragen, die vielfältigen Landschaftsbilder zu erhalten. Ausgezeichnet werden Initiativen, bei denen eine nachhaltige, traditionsbewusste Nutzung der Landschaft unter Berücksichtigung der naturgegebenen Voraussetzungen, der Ökologie, der Charaktermerkmale der Landschaft und der Ästhetik erfolgt. Denken Sie bei der Lektüre des Beitrags über die diesjährigen Preisträger daran: Nachmachen!